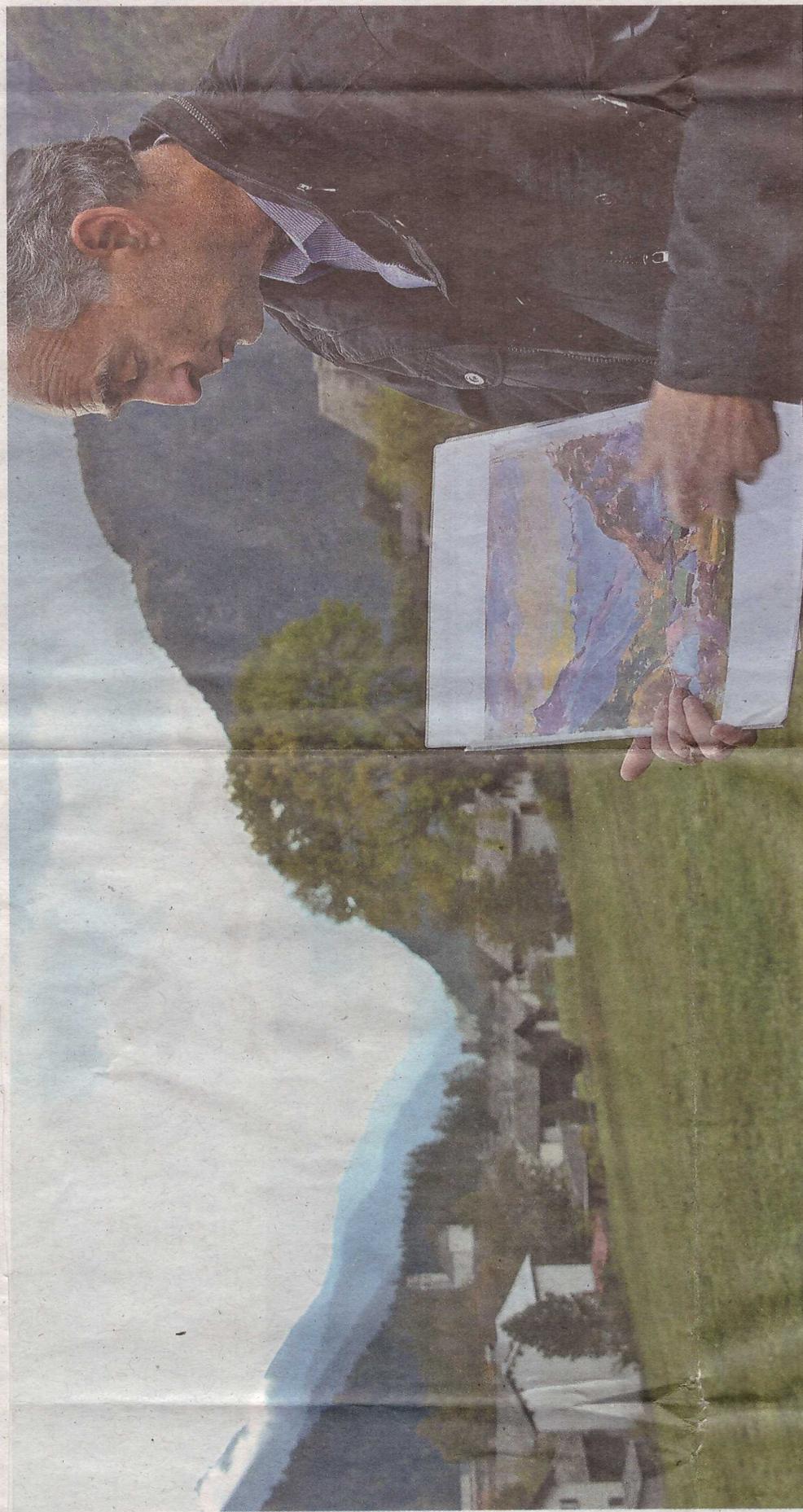


Reiseblatt

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

DONNERSTAG, 12. JANUAR 2017 · NR. 10 · SEITE R 5



Schauen Sie! Genau hier muss er gestanden haben. *Marco Giacometti zeigt, was Alberto gemalt hat.*

Foto Franz Lerchenmüller

Das Glück der Vorhölle

Alberto Giacometti wurde im Bergell im Engadin geboren und kehrte immer wieder zurück. Jetzt soll dort in großem Stil an ihn erinnert werden – zu groß für manche.

Von Franz
Lerchenmüller

Das sind gewissermaßen heilige Brandzeichen“, sagt David Wille und lächelt. Das Muster schwarzer Flecken auf den Fichtenbrettern entstand, weil Alberto Giacometti stets achtlos seine Zigarettenstummel zu Boden warf und dort ausgehen ließ. Sie kümmerten ihn nicht, so versunken war er in seine Arbeit. Stunde um Stunde klebte er Tonbatzen auf ein Gerüst, knetete, strich glatt, rauhte auf, nahm weg – ja, nahm vor allem immer wieder weg. Denn nie war er zufrieden mit den ernsten, ganz auf Ausdruck reduzierten Köpfen oder den spindeldürren Figuren, die unter seinen Händen entstanden und nichts als Haltung und Bewegung waren. „Wie kann man aus Stein einen Menschen machen, ohne dass er versteinert?“ Das war die Frage, die ihn ein Leben lang umtrieb. Und seine Modelle saßen genauso lange unbewegt auf ihrem Stuhl. Er stand stets exakt an derselben Stelle, die die Markierungen auf den Dielen vorgaben – und die noch immer zu sehen sind.

Der Kunsthistoriker David Wille, der mit seiner weißen Mähne ein wenig an Walter Scheel erinnert, hat das Atelier des Künstlers in Stampa rekonstruiert. Auf dem Tisch liegt die Palette mit eingetrockneten Farben, denn Alberto saß mit derselben Intensität auch vor der Staffelei. Rote Lampionblumen stehen daneben wie früher so oft, auf einer Wand hat Giovanni, Albertos Vater, dem das Atelier gehörte, in pointilistischer Manier ein buntes Bild aus Farbtupfern angefangen und nie vollendet. Und in der Ecke steht das geschnitzte Bett, in dem Alberto gelegentlich schlief, manchmal mit seiner Frau Annette, denn die durfte nach dem Willen von Mutter Anna nicht im Wohnhaus daneben übernachten.

Vierzig Jahre lang lebte er in Paris, auf Du und Du mit den Großen seiner Zeit, Picasso, Strawinsky, Sartre, Marlene Dietrich. Er war ein Weltstar, dessen Werke Höchstpreise erzielten, und kam doch immer wieder zurück nach Stampa, zurück in sein heimisches Tal. Das Bergell ist ein tief eingeschnittenes Bergtal, das von Maloja im Engadin nach Südwesten abfällt in die Lombardei, 1500 Meter Höhenunterschied auf dreißig Kilometer Länge, 1500 Einwohner. Steil ragen die Granitberge beiderseits in die Höhe, fünf, sechs Monate lang bleiben die Dörfer am Grund ohne Sonne. Manchmal ähneln diese Gipfel japanischen Holzschnitten, an anderen Tagen Aquarellen mit schwarzen Umrissen, deren Blau- und Weißtöne ineinander zerfließen – genau wie Giovanni und Alberto sie gemalt haben. Das Bergell sei die Vorhölle, sagte Albertos Bruder Diego einmal, und es bleibt unklar, ob er tatsächlich nur den schwindelnden Blick in den Abgrund meinte oder doch eher das triste Dasein in steingedeckten Häusern, wenn der Regen tagelang niedergeht und der Nebel scheinbar nie mehr weichen will.

Geboren wird Alberto 1901 im Dorf nebenan, Borgonovo, aber schon zwei Jahre später siedelt die Familie um nach Stampa. Hier verbringt er seine Kindheit und lernt von Vater Giovanni und Onkel Augusto Zeichnen und Malen. 1915 kommt er in die Evangelische Schule in Schiers bei Chur und wohnt auch dort. Er beendet sie nicht, sondern beschließt, Maler oder Bildhauer zu werden. Mit dem Segen seiner Eltern nimmt er Kurse in Genf, reist nach Venedig und Rom und zieht 1922 nach Paris, wo er bis zum Ende seines Lebens bleiben wird.

Doch wenn der Herbst kommt und die Schatten länger werden, zieht es ihn zurück in die Heimat, zu den Bergen, den Jugendfreunden, zu „Mamma Anna“ vor allem. Er nimmt den Zug nach Chur, denn er hasst Flugzeuge. Von dort fährt er mit der Rhätischen Bahn nach St. Moritz, nicht viel anders als heutige Touristen auch, denn die Strecke war 1904 schon fertig. Die beige Wohnblocks, die Fabrikhallen, die rot-grünen Container und die mannsgroßen Schriftzüge des Gewerbegebiets von Chur sieht er noch nicht. Die altersbraunen Holzscheunen hingegen, von denen auch heute noch einige stehen, liebt er. Hin und wieder grüßt ein Schloss von einem Felsporn, blitzt ein Kirchturm kurz unter einem Sonnenstrahl auf. Wiesen ziehen vorbei, so akkurat gemäht, dass man sie mit Golfplätzen verwechselte, stünden nicht ein paar Schafe auf ihnen.

Wie gut ihm das tut: Paris mit seinen Skandalen, Liebschaften, Intrigen bleibt immer weiter zurück, und die Namen der ersten Haltestellen grüßen jetzt wie alte Bekannte: Reichenau-Tamins, Rhäzüns, Thusis. Hier beginnt der dramatische Abschnitt, jene 122 Kilometer Bahnlinie, die heute Unesco-Weltkulturerbe sind. Durch fünfundfünfzig Tunnel und über 196 Brücken arbeitet sich der Bernina-Express auf 1822 Meter Höhe, eine stolze Leistungsschau Schweizer Ingenieurskunst. Steiler steigen die Wände jetzt an, mit zinnfarbenen Felsen hoch oben, die Schluchten werden tiefer, die Flüsse reißender. Und immer verwegener sind die Gleise an den Fels geklebt. Alberto schaut, saugt auf, nimmt mit. Er denkt nach, er liebt es nachzudenken, sinniert über das Problem, dass dieselben Berge mal so nah, dann wieder so weit entfernt erscheinen, die Menschen im Vergleich zu ihnen mal winzig, dann wieder riesig – das Problem von Perspektiven und Distanzen beschäftigt ihn ein Leben lang.

„Der Zug schlängelt sich nun hinauf zum Bergdorf Bergün“ – nein, eine automatische Durchsage erfolgt damals noch nicht. Aber vielleicht weist auch ihn ein freundlicher Schaffner auf Besonderheiten der Strecke hin. Immer steilere Kehren nehmen Lok und Waggon, immer schneller erfolgt der Wechsel von Schwärze und blendender Helle in den Abteilen. Kurz voraus tauchen immer mal wieder die hohen, schlanken Pfeiler von Viaduk-

ten auf, im Blick zurück verschwinden sie genauso schnell. Lawinenzäune mit dem ersten Schnee balancieren über Hängen, Krüppelkiefern klammern sich in schmalste Felsspalten. Alberto lächelt und zündet sich eine weitere Gauloises an. Er ist voller Vorfreude. Er wird Mamma wiedersehen. Sie wird ihm Capuns kochen, mit Teig gefüllte Mangoldrouladen in Milch, und Maluns, Kartoffelribel mit Käse und Apfelsmus. Und sicher gibt es auch einmal Pizzoccheri neri, die schwarzen Nudeln aus Buchweizen, mit ordentlich Butter geschmälzt – was für eine Abwechslung, nach all den gekochten Eiern, die er in den Cafés von Paris immer bestellt.

In St. Moritz steigen alle um. Der junge Alberto, der von der Schule in die Ferien fährt, sucht nach einem Fuhrwerk, das ihn mitnimmt. In späteren Jahren gönnt er sich gelegentlich ein Taxi, an Geld herrscht ja kein Mangel mehr. Einmal, erinnert er sich, er war vierzehn, ging er die ganzen zweiunddreißig Kilometer bis Stampa zu Fuß. Das Geld für den Postschlitten hatte er für einen Bildband mit den Werken von Auguste Rodin ausgegeben. Meist aber steigt er in den Postbus, wie heutige Touristen auch.

Die schönen wie die hässlichen Hotels von St. Moritz bleiben bald zurück, damals wie heute. Weiße Dreitausender-Gipfel spiegeln sich in den Seen, Seilbahnen führen nach oben, dazwischen ducken sich alpine Modellbauhäuschen. Alles wirkt, als wäre es aus dem Katalog „Die schöne Schweiz“ geliefert. Eine Spur zu sauber, zu aufgeräumt, zu idyllisch ist das vielleicht – eine Spur zu unwirklich.

Jetzt erstreckt sich zur Linken der Silsersee. Den hat er einmal gemalt, 1921 war das, er erinnert sich, sehr bunt ist er geworden. Zu solch grandiosen Panoramen, denkt er vielleicht, passt nur eine ganz bescheidene Architektur, die sich unterordnet, wie die mit Granitplatten gedeckten, geduckten Holzhütten. Oder aber eine, die sich geradezu arrogant mit Pracht und Größe zu behaupten versucht: die langgezogene, weiß-blaue Fassade des Grand Hotel des Bains in St. Moritz etwa, mit ihren beiden neogotischen Türmen; oder der eckige, beige-rosa gestreifte Klotz des Maloja Palace mit seinen orientalischen Bögen, der jetzt am Fenster vorbeizieht.

Allmählich rutschen alle unruhig auf ihren Sitzen hin und her: Das Zuhause rückt näher – oder das Ziel der Kunstpilger. In engsten Schlangenlinien geht es hinter Maloja über den berühmten Pass hinunter ins Tal. Brennholzstapel türmen sich vor den Häusern, aus Fensternischen leuchten rote Geranien. An den Holzwänden hängen Steinbockgehörne und künden von der Jagdleidenschaft der Graubündner. Gleich morgen, überlegt Alberto, wird er hochwandern nach Soglio. Und abends Wein trinken mit den alten Freunden, in der Kneipe im Haus Piz Duan.

Er war oft da, aber er hat nicht allzu viele Spuren hinterlassen. Die wenigen, die es gibt, versucht man im Bergell jetzt zu retten – und zu nutzen. Marco Giacometti ist sich seines großen Namens wohlbewusst und hat ebenso große Pläne. Der sechsfünfzigjährige Lehrer ist ein weit entfernter Verwandter Albertos, schlank, silbergrau, umtriebiger und schnell im Denken. Er nimmt Interessierte mit auf einen Rundgang von Stampa nach Borgonovo. Da ist das Atelier, dort das Haus mit der einstigen Bar und hoch über dem Dorf die Höhle, in der Alberto sich als Kind gerne versteckte, ein so einschneidendes Erlebnis, dass er noch Jahre später darüber schrieb. Hin und wieder blättert der Führer einen Band mit Fotos auf und präsentiert Bilder von Alberto, die an genau dieser Stelle gemacht wurden. Sie zeigen einen Mann mit buschigen Brauen, unbändigem Haarschopf und einem von tiefen Linien gekerbten Gesicht, von dem etwas Störrisches, Beharrliches und zugleich Gütiges ausgeht, aber auch eine kleidsame Melancholie. Als Chansonnier könnte er durchgehen oder als Weinbauer. Wenn er im Dorf war, erzählt Marco Giacometti, sprach er nie über Surrealismus oder Probleme mit Galeristen, sondern fragte nach dem Holzpreis und dem letzten Hochwasser der Maira. Genauso gerne aber provozierte er seine Freunde, nahm ihre Furcht vor den Russen auf die Schippe oder das ungeschriebene Gesetz, wonach Mädchen keine Hosen tragen durften. Mit seinen Skulpturen konnte fast keiner der Dorfbewohner etwas anfangen. „Welchen Blödsinn muss der Zweite wohl abgeliefert haben, wenn du den ersten Preis ergattert hast“, zog ein Nachbar ihn auf, als er einen Wettbewerb in Pittsburgh gewonnen hatte. Kunst, das waren die farbenprächtigen Landschaften seines Vaters. Den Menschen aber, den zerknitterten Kerl, der immer eine Krawatte trug, den mochten sie. Hätte allerdings jemand

prophezeit, dass sein Bild einmal den Schweizer Hundert-Franken-Schein zieren würde – laut gelacht hätten sie alle.

Von oben fällt der Blick auf das Dorf Stampa. Es trägt eine Krone aus gezacktem Gestein, lauter kleine Matterhörner, jedes ein wenig anders geformt. Da unten leben gerade noch fünfzig Menschen ganzjährig. Das große Patrizierhaus in der Mitte ist die Ciäsa Granda. Das Heimatmuseum versammelt auf vier Etagen Klöppelwerkzeug und Webstühle, eine Käseküche und eine Zuckerbäckerei, eine Hufschmiede und eine der Hütten, in denen Kastanien überm Feuer getrocknet werden – die wesentlichen Einnahmequellen im Bergell. In einem unterirdischen Anbau werden Bilder der Giacomettis gezeigt und Albertos Skulptur „Lotar III“,

die zunächst auf seinem Grab stand, aus Angst vor Diebstahl dann aber abmontiert wurde.

Das Atelier und ein paar Bilder – für Marco Giacometti ist das viel zu dürftig. Er hat sich ganz seinem berühmten Verwandten verschrieben und erwartet von seinen Mitbürgern dieselbe Begeisterung. Die „Fondazione Centro Giacometti“, der er vorsteht und die schon einiges Geld eingeworben hat, plant, in leerstehenden Ställen originale Räume virtuell wiederherzustellen und in einen multimedialen Rundgang einzubinden. Ein Souvenirgeschäft soll entstehen und ein Dokumentationszentrum, das alle Giacomettis „kontextualisiert“. Und das Ganze soll zur Keimzelle einer schwunghaften Entwicklung des Tales werden.

Dieses so hochgestimmt beworbene Projekt gefällt nicht allen im Tal. Irgendwann drehe sich alles nur noch um die Giacomettis, befürchten einige Mitbewohner. Und sie warnen vor Busladungen voller Touristen auf der Straße, über die sich doch ohnehin schon jeden Morgen und Abend die Autos von 1500 Pendlern schoben. Und überhaupt dränge sich der smarte Lehrer, der erst vor ein paar Jahren zurückgekehrt sei, immer viel zu sehr in den Mittelpunkt. Davon lässt dieser sich nicht beirren. Derzeit entwickelt er eine App namens „Art Walk“, über die zweiundzwanzig kurze Filmszenen abzurufen sind. In denen erzählen Einheimische, die Alberto noch gekannt haben, von Begegnungen mit ihm. Und der Schauspieler Federico Basso, dem Künstler wie aus dem Gesicht geschnitten, knetet an einer Figur, während er laut über seine Kunst nachdenkt. Oder er brüllt zutiefst getroffen auf, als er schließlich von seinem Magenkrebs erfährt – alle hatten ihn zuvor belogen.

Im Januar 1966 kommt Alberto Giacometti zum letzten Mal ins Bergell. Todkrank hat er es von Paris nur bis Chur geschafft, wo er im Kantonsspital am 11. Januar stirbt. Sie bringen ihn in sein Atelier nach Stampa. „Genau hier stand sein Sarg“, sagt David Wille und deutet auf den Flecken mit den Brandstellen. Ein Foto zeigt den Schrein, bedeckt von einem weißen Tuch und Blumenkränzen. Auf der Kommode im Hintergrund stehen Büsten und Bilder von seiner Hand, die schnell beiseitegeräumt wurden. Zwei Tage lang liegt er dort, Menschen aus dem Tal und Abgesandte aus aller Welt nehmen Abschied. Am 15. Januar transportiert ihn ein Pferdefuhrwerk bei minus zwanzig Grad zur Kirche San Giorgio in Borgonovo. Dort wird er im Grab der Familie beigesetzt. Für immer jetzt im Bergell. Das ihm zu eng war. Und das er doch nie lassen konnte.

Das finstere Tal

■ **Pensiun Aldier:** Dreihundert Originalgrafiken von Giacometti hat der Hotelier Carlos Gross gesammelt, und eine Vielzahl davon ist im Gewölbekeller seiner Pensiun Aldier in Sent im Unterengadin ausgestellt (Platz 154, CH-7554, Telefon: 0041/81/8603000, info@aldier.ch, www.aldier.ch, Doppelzimmer mit Frühstück ab 240 Euro). In den Zimmern und im Foyer finden sich darüber hinaus Porträts des Giacometti-Fotografen Ernst Scheidegger, Skulpturen von Albertos Bruder Diego und Werke von Joan Miró, Hans Arp und Le Corbusier.

■ **La Soglina:** Man erwacht mit dem Blick auf die schneeweißen Zinnen der Sciora-Gruppe und die steingedeckten Häuser des Dorfes Soglio, hoch oben an den Hängen des Bergell. Hier befindet sich der größte Kastanienwald des Tals, und natürlich serviert das Restaurant die einschlägigen Spezialitäten. La Soglina, CH-7610-Soglio, soglina@bluewin.ch, Telefon: 0041/81/8221608, Doppelzimmer ab 185 Euro.

■ **Information:** Switzerland Tourismus, Telefon: 00 800 / 100 200 30 (kostenlos), www.MySwitzerland.com.
Auskünfte zum Bergell: www.bregaglia.ch; zu der Ciäsa Granda: www.ciaesagranda.ch; zum Centro Giacometti: www.centrogiacometti.ch.

